

# Und ihr Baby weint . . .

Der Feind lauert überall: am Wegesrand, hinter Hausecken, außerhalb und innerhalb des Lagers. 160.000 US-Soldatinnen waren und sind im Mittleren Osten im Einsatz. Sie kämpfen und töten wie ihre männlichen Kollegen, spüren Bomben auf und sterben im Häuserkampf. Sie werden verwundet, gedemütigt, ihren Kindern entfremdet, traumatisiert und von den Kameraden vergewaltigt.

TANJA SCHWARZENBACH

Connica McFadden hielt ihr Baby im Arm. Ihre Tochter Ayesha war sechs Monate alt, sie wollte sie gar nicht mehr loslassen. Doch McFaddens Arbeitgeber ist die US-Army. Ist ein Kind älter als sechs Monate, kann die Mutter, die Soldatin, zum Einsatz gerufen werden. Natürlich wusste Connica McFadden, dass der Tag kommen könnte, an dem sie in den Krieg geschickt würde. Womit sie aber nicht gerechnet hatte, war, dass ihr Mann, ebenfalls Soldat der Army, gleichzeitig eingezogen werden würde. Beide sollten sie in den Irak und ihre Kinder, das Baby und den fünfjährigen Sohn, daheim zurücklassen.

Sie beschwerte sich. Es nützte nichts. Ein paar Wochen nach dem Anruf der Army saß McFadden mit ihrem Mann in dem Transporter, der sich über die staubigen Straßen des Irak quälte. Statt wie vorgesehen zwei Stunden benötigten sie 18 Stunden, um gemeinsam mit ihren Kollegen Camp Cedar zu erreichen, die Militärbasis, in denen sie die kommenden Monate verbringen würden.

Mehr als 160.000 amerikanische Soldatinnen haben seit Beginn des Irak-Kriegs im Irak, in Afghanistan und im Mittleren Osten gedient. In Vietnam waren es noch 7500. Im Zweiten Golfkrieg schon 41.000. Aber zum ersten Mal sind Frauen jetzt Konvoi-Schützen und spüren Bomben auf. Sie durchsuchen Häuser und erschließen den Feind. Sie machen das, was ihre männlichen Kollegen machen. „Denn im Irak“, sagt Laura Browder, Dozentin an der Virginia Commonwealth University und Autorin von „Her Best Shot: Women and Guns in America“, „gibt es keine Front“. Der Krieg ist überall.

Connica McFadden war schon beim Transport zum Einsatzort in diesem Krieg angekommen. Die Fahrt hatte so lange gedauert, weil die Gefahr überall lauert. Wie ist es für Frauen, in den Krieg zu ziehen? Laura Browder und Fotograf Sascha Pfläging suchten Antworten. Sprachen mit Soldatinnen, die aus dem Irak und Afghanistan zurückkehrten, und fotografierten sie. Keine Jessica Lynch oder Lynndie England, die es zu zweifelhafter Berühmtheit brachten. Sondern durchschnittliche Soldatinnen. „Fast alle“, sagt Laura Browder, „haben im Gespräch geweint.“ Pfläging drückte auf den Auslöser, als die Erlebnisse der Frauen noch in ihnen nachhallten, die Gefühle unverarbeitet waren. 45 seiner Porträts sind bis zum 14. Dezember im Visual Arts Center of Richmond in der Ausstellung „When Janey Comes Marching Home: Portraits of Women Combat Veterans“ zu sehen.

Keine Nacht verging, erzählt Kim Dionne, 46, zuerst in Afghanistan, dann im Irak stationiert, in der nicht Granaten über ihre Köpfe flogen. In der sie nicht um 1 Uhr oder 2 Uhr in ihren Betten hochschreckten – falls sie überhaupt geschlafen hatten – und zu den Bunkern rannten. Durch den Wüstensturm. Nichts sahen. Nicht wussten, was los war. Auf Todesangst kann man sich nicht vorbereiten.

Es gibt Militärbasen, die haben Komfort: Zimmer, Duschen und DVD-Player. Draußen Burger King, Popeyes und Pizza Hut. Es sind kleine US-Städte auf feindlichem Terrain.

Connica McFadden aber landete bei ihrem ersten Einsatz – im Nichts.

Sie gehörte zu einer der ersten Einheiten in Camp Cedar im Süden des Irak, die sollten sich um Öl für die United Armed Forces kümmern.

Sie wohnten im Zelt.

Keine Intimsphäre, keine Umkleiden, keine Duschen, keine Toiletten.

Sie gruben Löcher und verbrannten die Exkremete.

Drei mal täglich gab es kalte Fer-

tigmahlzeiten. Als sie endlich Post versenden konnte, schickte Connica McFadden ihrem Sohn Ramel Briefe, Postkarten und Zeichnungen. Sie hatte ihn und Ayesha bei den Pateneltern untergebracht. Einmal im Monat durfte sie ihren Sohn anrufen. Sie war Soldatin und versuchte, sich gleichzeitig um ihre Kinder zu kümmern.

Die Beweggründe der Frauen, sich beim Militär anzumelden, sind unterschiedlich. Sie verpflichten sich, um ihre Ausbildung zu finanzieren oder aus der Armut zu fliehen. Sie melden sich in Zeiten des Friedens an, wenn ein Krieg weit weg erscheint – und finden sich mit Anfang 20 plötzlich im Irak wieder, in einem Land, über das sie nichts wissen. Manche, wie Kim Dionne, schreiben sich ein, weil sie Gutes für ihre Heimat leisten wollen. Doch es ist nicht leicht, die Idee des Guten für sich zu bewahren, wenn sich um einen herum Gewalt breit macht. Und der Feind ist nicht immer außerhalb des eigenen Lagers: 30 Prozent der Veteraninnen geben an, von ihren männlichen Kollegen und Vorgesetzten während des Einsatzes vergewaltigt oder sexuell genötigt worden zu sein. Manchmal schaukelt sich ein Flirt hoch – bis sich ein Soldat holt, was er will. Manchmal werden Vorgesetzte schwach und nutzen junge, unsichere Soldatinnen aus. Es gab Anordnungen an die Soldatinnen, nachts nicht rauszugehen. Der Lärm der Stromgeneratoren, das Rattern der Helikopter, jeder Hilferuf würde davon erstickt.

Das US-Verteidigungsministerium baute im Jahr 2006 seine Webseite aus. Aktive Soldatinnen, keine Veteraninnen, können dort Ver-

„Sie brauchen da drüben starke Frauen.“

gewaltigungen melden, anonym. Soll dem Fall rechtlich nachgegangen werden, müssen sie ihre Namen offen legen. Wenige Frauen wollen das. Sie haben Angst, dass die Klage fallen gelassen wird und sich der Täter beim nächsten Einsatz rächt.

„Schwäche“, sagt McFadden, „kann man sich nicht leisten im Krieg.“ Nicht gegenüber dem Feind, nicht gegenüber einem Mann. Denn in den Köpfen mancher Soldaten haben sich Vorurteile festgesetzt. Im Militär, sagt eine Reservistin, die schlechte Erfahrungen machte, sei man in den Augen vieler Männer: „A bitch, a whore or a dyke“ – „Eine Zicke, eine Nutte oder eine Lesbe.“ Die amerikanische Kultur, sagt Laura Browder, nähre solche Klischees, denn „Frauen mit Waffen werden darin häufig als sextoll oder als gewaltliebend porträtiert“. Nicht als professionell. Es gab Männer, die sich weigerten, den Anweisungen von McFadden zu folgen. „Bis sie merkten, dass sie mich nicht klein kriegen würden. Dass ich wusste, was ich tat.“

Tausende US-Soldaten sind im Laufe des Irak-Kriegs traumatisiert heimgekehrt. Langsam erst richtet sich die Aufmerksamkeit auch auf die weiblichen Soldaten: 30 Prozent von ihnen haben bei der Rückkehr ein posttraumatisches Stresssyndrom. Sie können nicht schlafen. Sie träumen, dass sie erschossen werden oder dass Bomben auf ihr Haus fallen. Sie werden den Krieg nicht los. Und sollen doch die Rolle einer Frau und Mutter ausfüllen: sexy. Liebevoll. Einfühlsam.

Als Connica McFadden mit ihrem Mann nach Hause kam, wollte sie ihre Tochter in die Arme schließen. Ayesha war nun ein Jahr und zwei Monate alt. Als ihre Mutter sie auf den Arm nahm, schrie sie. McFadden sagt, es habe ihr das Herz gebrochen, dass ihre Tochter sie nicht wiedererkannte. Es dauerte drei Monate, bis sich Ayesha wieder an die beiden Menschen in ihrem Leben gewöhnt hatte. McFadden, inzwischen schon zwei Mal im Irak stationiert, würde trotzdem noch mal in den Krieg ziehen: „Sie brauchen da drüben starke Frauen. Die den anderen Frauen sagen, dass sie es schaffen können.“

